

90 Jahre



Literarische Gesellschaft
Gräfelfing
1921 - 2011

Grußwort zum 90. Gründungsjubiläum der Literarischen Gesellschaft Gräfel- fing

Liebe Mitglieder der Literarischen Gesellschaft,
sehr geehrte Damen und Herren!

Persönlich wie im Namen der Gemeinde Gräfel-
fing gratuliere ich der Literarischen Gesellschaft
Gräfel-
fing zu vollen neun Jahrzehnten beme-
kenswerter Vereinsgeschichte!



„Intellektuelle Unabhängigkeit ist ein erstrebenswertes Ziel, spä-
testens seit der Aufklärung. (...) Die Literarische Gesellschaft ist
nach ihrem Selbstverständnis (...) dem Geist der Aufklärung ver-
pflichtet.“

So schreibt im Grußwort der damalige 1. Vorsitzende der Litera-
rischen Gesellschaft Gräfel-
fing, Ihr heutiger Ehrenvorsitzender
Wolfgang Pollner, anlässlich des 75. Gründungsjubiläums des
Vereins.

90 Jahre nach der Gründung ist dieser Ansatz aktueller denn je.

Auch wenn es die bitteren Erfahrungen des 1. Weltkriegs und der
verletzliche Keim der jungen Weimarer Demokratie waren, die
inmitten von Inflation und allgemeiner Not die Würmtaler er-
mutigten, eine „segensreiche Zufluchtsstätte“ zur ernsthaften Be-
schäftigung mit „unvergänglichen Werten“ zu schaffen, legten sie
damit den Grundstein für einen Verein, der bis heute zeitkritisch
und intellektuell Gesellschaftsthemen aufgreift und vertieft. Dies
inzwischen unter freilich vollkommen veränderten Rahmenbe-
dingungen, aber eben keineswegs weniger bedeutsam.

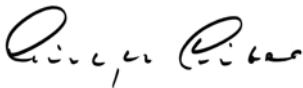
Vielleicht bietet das Jubiläum sogar guten Anlass, sich auch au-
ßerhalb des Vereins ein wenig darauf zu besinnen, was im immer
schneller werdenden Alltag, der sich zunehmend in gewagter Un-

tiefe ergeht, verloren gegangen scheint. Eben diesen gründlichen Austausch zum Facettenreichtum von Politik und Zeitgeschichte zu pflegen, den die Gründungsväter der Literarischen Gesellschaft als „gegenseitige Aussprache“ bezeichneten, mit der sie „aufrichten und versuchen woll(t)en, die beglückende Heiterkeit des Gemüts zu finden, die gleich weit entfernt ist von verzweifelndem Pessimismus wie von oberflächlichem Optimismus.“

Ich wünsche Ihnen allen, dass Sie diesem Motto treu bleiben und vielen Besucherinnen und Besuchern Ihrer stets anspruchsvollen und niveaureichen Veranstaltungen, aber auch allen Mitgliedern der Gesellschaft selbst diese Atmosphäre bieten können. Sie tragen auch im 90. Jahr seit ihrer Gründung damit unverändert zum besonderen Kultur- und Gemeindeleben Gräfelfings bei und sind mit ein Grund dafür, dass uns viele um uns herum beneiden!

Ich danke Ihnen für Ihr Engagement – persönlich wie im Namen von Gemeinderat und Gemeindeverwaltung –, vor allem allen Verantwortlichen in den neun Jahrzehnten Vereinsgeschichte, und wünsche der Literarischen Gesellschaft eine glückliche, gesunde und stets heitere Zukunft, wie im Gründungsauftrag verzeichnet, beglückend eben und voll Zuversicht!

In herzlicher Verbundenheit, Ihr



Christoph Göbel
1. Bürgermeister, stellv. Landrat

Gräfelfing


Gründungsmitglieder

66 vollkommene Gründungsmitglieder, an Mitgliedern bei 121

Nr.	Name	Amort. Beruf	Ort	Vertr. Vertrag
1.	Dr. Krumm	Exp. KR.	Planegg	ja. bez.
2.	H. Schabel	Maler	"	ja. bez.
3.	W. Daspurm	Verleger	"	ja. bez.
4.	H. Köth	Lehrer	"	ja. bez.
5.	Kunze Mandl	Kupfer	"	ja. bez.
6.	Amie u. E. Schell		"	ja. bez.
7.	F. Frankl	Exp. Krumm	"	ja. bez.
8.	H. Dippelmandel	Exp. D. Z.	Gräfelfing	"
9.	H. Müller	Publikant	"	"
10.	E. S. S. S.	Lehrer	Planegg	ja. bez.
11.	H. S. S.		Krailling	"
12.	F. Reiser		"	"
13.	H. B. B.		"	"
14.	H. S. S.		"	"
15.	H. S. S.		Planegg	"
16.	H. S. S.	Exp.	Krailling	ja
17.	H. S. S.	Abzugspunkt	Planegg	ja. bez.
18.	H. S. S.	Abzugspunkt	Gräfelfing	ja
19.	H. S. S.	Maler	Krailling	"
20.	H. S. S.	Lehrer	Krailling	ja

Unterschriften der Gründungsmitglieder im Protokoll der ersten Sitzung der „Literarischen Gesellschaft Planegg - Krailling - Gräfelfing“ vom 12. Oktober 1921.

Von den 62 Mitgliedern am Ende des Gründungsjahres waren 32 aus Planegg, 22 aus Krailling und nur 8 aus Gräfelfing. 1938 verzeichnet die Mitgliederliste 129 Personen, davon 58 aus Gräfelfing, 29 aus Planegg, 18 aus Krailling, die übrigen aus Gauting und Stockdorf. Ab dieser Zeit nannte man sich „Literarische Gesellschaft Gräfelfing“.

Vorbemerkung

Im Vorstand der „Literarischen“ waren wir uns rasch einig darüber, dass der 90. Geburtstag Anlass genug für eine festschriftartige Broschüre sei. Die Mitglieder und die Besucher unserer Veranstaltungen sollten etwas mit nach Hause nehmen können. Die Geschichte der „Literarischen“ sollte neu erzählt werden. Höhepunkte aus den ungezählten Veranstaltungen seit 1921 sollten genannt werden. Geschichten aus dem Leben der Gesellschaft, Literarisches, Grußworte, Dokumente, Bilder – da würden sich einige Seiten füllen lassen. Als das grobe Konzept stand, wurden zuerst der Bürgermeister und der gewünschte Würmtal-Autor per Mail gefragt. Die Zusagen kamen schnell. Ein langjähriges Mitglied überraschte ich beim Obsteinkauf auf der Bahnhofstraße mit der Bitte um einen kurzen Text. Beim Altbürgermeister, wie sein Nachfolger im Amt, der „Literarischen“ wohlgesonnen, half ein Telefonat. Beim Kurt-Huber-Gymnasium führte der Weg über den Schulleiter und eine Deutschlehrerin zum nachdenklichen Text eines Schülers. Und die Tochter eines früheren Vorsitzenden, die nur auf Umwegen zu erreichen war, lieferte statt eines kleinen Porträts einen längeren Text über Gräfelfing, die „Literarische“ und ihren Vater. So wurde aus der kleinen Broschüre fast ein kleines Buch.

Allen, die mitgemacht und mitgeschrieben haben, möchte ich herzlich danken. Den Mitgliedern, die nicht nur Beiträge zahlen, sondern vor allem die Veranstaltungen besuchen, sei für ihr Engagement gedankt. Da meist nur die Vorsitzenden genannt werden, ist diese Broschüre der richtige Ort, allen jemals aktiven Vorstandsmitgliedern und Helfern zu danken. Dass wir hochkarätige Autoren einladen, dass wir auch mal ein Risiko eingehen können, ist möglich, weil die Gemeinde Gräfelfing die „Literarische“ fördert. Dem I. Bürgermeister, dem Gemeinderat und der Verwaltung ist dafür wieder einmal zu danken.

Gräfelfing, im September 2011

Klaus Stadler

Klaus Stadler

90 Jahre „Literarische“ Von der „Freiheit des Willens“ bis zu „deutsch-deutschen Erinnerungen“

Ein treffendes Zitat ist oft ein guter Anfang. Zur Geschichte der Literarischen Gesellschaft Gräfelfing passt das Zitat, das auf unserer Internetseite www.literarische.de als Motto zu finden ist und den Zweck der Gesellschaft gut umschreibt. Denn die Abende der „Literarischen“ wollen Anregungen geben, Gespräche und eigenes Nachdenken auslösen. Dabei ist nicht entscheidend, ob aktuell-politische, natur- oder geisteswissenschaftliche Themen behandelt werden oder ob aus einem Roman oder einer Biografie gelesen wird. Das Zitat stammt von Karl Jaspers, dem in der Nachkriegszeit sehr einflussreichen Philosophen: „Wir wollen lernen miteinander zu reden. Das heißt, wir wollen nicht nur unsere Meinung wiederholen, sondern hören, was der andere denkt. Wir wollen nicht nur behaupten, sondern im Zusammenhang nachdenken, auf Gründe hören, bereit bleiben, zu neuer Einsicht zu kommen.“ Jaspers schrieb dies 1946 in „Die Schuldfrage“. Die „Literarische“ stellte dieses Zitat 1971, im Jahr ihres 50. Geburtstages, als Leitwort über ihre Aktivitäten.

Damit sind wir schon mitten in der Geschichte, die am 12. Oktober 1921 beginnt – allerdings nicht in Gräfelfing, sondern in Krailling. Auf Einladung von *Dr. Adolf Stamm* trafen sich etwa 20 Personen, um die „Literarische Gesellschaft Planegg – Krailling – Gräfelfing“ zu gründen. Sie sollte nach Stamms Worten „in den schlimmen Nöten der Zeit eine segensreiche Zufluchtsstätte werden“. Ziel war auch, für die Bewohner der Würmtal-Gemeinden Kulturelles zu bieten, damit sie nicht immer in die Landeshauptstadt fahren mussten. Die Vorträge sollten aus dem Kreis der Mitglieder bestritten werden. Adolf Stamm sprach im ersten Jahr über „Die Freiheit des Willens ...“. Es gab auch einen musikalischen Abend. Man traf sich im Kraillinger Café Hacker. Der Jahresbeitrag betrug 5 Mark, inflationsbedingt bald 100 000 Mark. 1938 wurde die Gesellschaft nach Gräfelfing verlegt und

erhielt ihren heutigen Namen. Veranstaltungsorte waren das Waldheim des Eisenbahnerverbandes, dann das Weiße Rössl, das Café Walz, auch das katholische Jugendheim.

Gleich in der Anfangsphase hatte es allerdings Krisen gegeben. Nach wenigen Jahren schon gab es den Vorschlag, die Gesellschaft wieder aufzulösen, was ein neuer Vorstand unter *Vincenz Mandel* verhindern konnte. Unter ihm und seinem Nachfolger *Karl Schupbaum* wächst die Gesellschaft, die dann von 1933 bis 1944 von *Theodor Engelmann* geleitet wird. Es gelingt dem Vorstand, die geistige Unabhängigkeit der Gesellschaft zu wahren, eine Mitgliedschaft in der Reichsschrifttumskammer zu verhindern. Stolz wird 1946 geäußert, dass in über 200 Veranstaltungen „mit zwei oder drei unvermeidlichen Ausnahmen“ kein Thema „nationalsozialistischer Art behandelt worden war“. Selbst Kurt Huber konnte in der Saison 1942/43 sprechen. Neben den Vorträgen gab es Lesekreise, Museumsführungen, Film- und Musikabende und Jahresfeiern. Sogar ein eigenes Kammerorchester entstand. 1945 finden sich drei Abende in der Liste, 1946 keine. Unter der Leitung von *Prof. Dr. Walter Goetz* sind es 1947 schon wieder 15 Veranstaltungen, darunter der Vortrag „Die Grundlagen der Kulturentwicklung in Bayern“ von Max Spindler. Im nächsten Jahr zählt man erneut 15 Abende. Michael Schneider spricht über Bachs „Kunst der Fuge“, ein Streichquartett spielt. „Die Beurteilung Bismarcks nach zwei Weltkriegen“ heißt ein Vortrag von Walter Goetz.

Im Jahr 1948 übernimmt der Kinderarzt *Frank Höfer* die Leitung. Es herrscht Aufbruchsstimmung, wie aus den vielen Aktivitäten der „Literarischen“ abzulesen ist. Den neuen Vorsitzenden unterstützt der Verlagsbuchhändler *Werner Lehmann*, der ab 1958 dann selbst Vorsitzender ist. In Höfers Amtszeit entsteht 1949 der Musikkreis, dessen Kammerorchester und Chor wöchentlich proben, der Konzerte mit bekannten Musikern wie der Pianistin Rosl Schmidt veranstaltet. Die Leitung hat der bekannte Chordirigent *Rudolf Lamy*, ihm folgen *Hans-Joachim Nösselt* und *Georg von Loeben*. 1950 kommt ein Schauspielkreis hinzu, dessen Laienstudio *Lore Bronner* leitet. Es werden „Die Troe-

rinnen“ des Euripides aufgeführt. Man fährt ins Theater und organisiert Gastspiele Münchner Ensembles, zum Beispiel der Kammerspiele (so eine Aufführung mit Maria Wimmer, Maria Niklisch und Peter Lühr). Die vielen herausragenden Autoren und Referenten, die in der Ära Höfer und Lehmann „zu Wort“ kamen, können hier nicht aufgezählt werden. Sie sind alle über die Internetseite der „Literarischen“ unter dem Stichwort *Archiv* zu finden. Eine Auswahl findet sich in dieser Broschüre.

In Werner Lehmanns Amtszeit (es war die zweitlängste Amtszeit eines Vorsitzenden) gab es eine kuriose Geschichte mit einem berühmten Autor. Anne von Jan erzählte sie 1963 für den Münchner Merkur in einem Artikel über die Gesellschaft, dessen Überschrift lautete: „Kästner kam im Wäscheauto“. Im Mai 1960 hatte man nämlich vergessen, Erich Kästner vom Bahnhof abzuholen, was diesen nicht erfreute. Auf kuriose Weise gelangte Kästner dann doch zum Veranstaltungsort, und die Anspannung löste sich in Wohlgefallen auf.

1973 starb Werner Lehmann. Zum Nachfolger wurde *Wolfgang Pollner* gewählt, der die eingeführte Bücherstube Wohlgemuth übernommen hatte. Nach dem Verlagshersteller also ein Buchhändler mit ebenfalls guten Kontakten in die Verlagsszene. Fast alles, was Rang und Namen als Belletristik- oder Sachbuchautor hatte, fand den Weg nach Gräfelfing. Viele Abende waren ausverkauft. 1980 gründete Pollner mit *Sinda Dimroth* den Kunstkreis der Literarischen Gesellschaft. 1995 wurde daraus ein eigener Verein. Über 36 Jahre leitete Wolfgang Pollner mit großem Einsatz die Gesellschaft, organisierte mit den übrigen Vorstandsmitgliedern Hunderte von Veranstaltungen, seit den Achtzigerjahren im 1984 eröffneten Bürgerhaus. Und als ich im Mai 2009, nachdem ich Pollners Überredungskünsten erlegen war, das Amt übernahm, war klar, dass er der „Literarischen“ und dem Vorstand weiterhin helfen würde.

90 Jahre: 1921 sprach der erste Vorsitzende über die „Freiheit des Willens“. Am Ende des Jubiläumsjahres kommt Joachim Gauck und liest aus seinen Erinnerungen.

Ingrid Höfer

Frank Höfer, seine Familie und die Literarische Gesellschaft Gräfelfing

1945: Wir waren von Inzell, dem Dorf, in das wir den Münchner Bombennächten entflohen waren – man nannte das evakuiert – ins großväterliche Haus in der Tassilostraße in Gräfelfing gezogen, unsere Mutter mit uns Kindern. Mein Vater war erst 1947 unversehrt nach Hause gekommen, sein ältester und sein jüngster Bruder und sein Schwager waren gefallen. Wir lebten in einer Großfamilie mit noch drei seiner Schwestern und zwei vaterlosen Kindern, um gemeinsam die schwierigen Zeiten zu überstehen.

Die Sorge um den Lebensunterhalt hätte ihn niederdrücken können. In späteren Jahren war das auch oft so, die Arzttätigkeit und die schweren Kriegs- und Aufbaujahre hatten ihre Spuren hinterlassen. Ich sehe ihn noch auf dem Sofa liegen, eine Wärmflasche an sich gedrückt, um seine Magengeschwüre zu beruhigen, seinen quirligen jüngsten Sohn abwehrend, der den Vater neckte.

Mein Vater war während der Kriegsjahre Stabsarzt bei der Wehrmacht, zuletzt als englischer Kriegsgefangener in Italien. Er röntgte seine Landsleute, um sie nach Hause schicken zu können. Meine Mutter meinte später, das sei die Ursache für seinen frühen Tod gewesen. Er starb im Mai 1958 mit einundfünfzig Jahren.

Er erzählte fast nie von seinen Kriegserlebnissen, er wird Schreckliches gesehen haben in verschiedenen Lazaretten. Aber er war fasziniert von der Fremde. Smolensk war eines der Zauberworte, die unsere Phantasie beflügelten, wir konnten seine Dias bewundern mit Marktszenen und Menschen eingepackt in Pelzmäntel und Russenmützen, und er erzählte vom Reiten in der russischen Unendlichkeit. Später wurde er nach Paris versetzt, dem Ort, an dem er sich endlich zu Hause fühlte.

Seine Mutter, mit ihren Vorfahren aus der Schweiz, Russland, Frankreich und Spanien, hatte ihm ein romanisches Aussehen vererbt, mit schmalem Gesicht, mit dunkel gelockten Haaren in jungen Jahren. Mit Begeisterung spielten wir seine mitgebrachten Chansons „Parlez-moi d’amour, redites-moi des choses tendres...“ auf unserem rauschstarken Plattenspieler. Die rauchige Stimme der Sängerin war für mich der Inbegriff des Pariser Flairs. Er war schlank, hochgewachsen, mit einer besonnenen Aufmerksamkeit für andere Menschen, einer guten Beobachtungsgabe und einem geschulten Instinkt für ihr Befinden – ein geborener Arzt. Er war für seine treffsicheren Diagnosen bekannt, die er durch Untersuchungsmethoden nachprüfte. Vor dem Krieg war er Oberarzt am Schwabinger Kinderkrankenhaus, mit der Aussicht, später selbst Chefarzt zu werden. Er entschloss sich jedoch, seine eigene Praxis in München aufzumachen. Die Hitlerjahre beendeten seine Selbständigkeit und trennten die Familie. Wir sahen unseren Vater viele Jahre nur während seiner Fronturlaub. Er vermisste schmerzlich, dass er das Aufwachsen seiner Kinder während der Kriegsjahre kaum miterleben und begleiten konnte.



Er begann also 1947 in Gräfelfing seine Praxis als Kinderfacharzt aufzubauen. Viele Jahre fuhr er mit einem Fahrrad 30 km im Umkreis zu Hausbesuchen winters und sommers, vormittags kamen die kleinen Patienten in unser Haus.

Wie er es schaffen konnte, dazu noch die Leitung der Literarischen Gesellschaft zu übernehmen, ist wohl seinem umtriebigen Temperament zuzuschreiben und seiner Liebe für alle Künste. Sein Mitstreiter, Herr Werner Lehmann, vom Hanser Verlag, der ihn freundschaftlich unterstützte, übernahm später sein Amt. Ohne seine fachkundige Hilfe wäre wohl Vieles nicht zustande gekommen.

Wir Kinder hatten die Aufgabe, unsere sieben Milchschafe unten an der Würm zu hüten. Wir bekamen für die Stunde 10 Reichspfennige oder eine Tasse frisch gemolkene Milch. Die Herde war



in der Garage untergebracht mit einer Alarmanlage, die ab und zu versehentlich losging. Ich habe heute den Eindruck, dass es außer der wunderbaren Schafmilch jahrelang die gleiche Kartoffelsuppe mit Futterrüben gab: morgens Erdäpfel, mittags Krummbirn und abends Kartoffeln. Bei aller Not, das tägliche Brot zu beschaffen, war eine allgemeine Aufbruchstimmung zu spüren, aus ehemaligen Fahnen wurden Kinderkleider genäht, alte aufgetrennte Pullover mit feiner Schafwolle versponnen und neu gestrickt, der Garten war ein Beeren- und Obstparadies, im Keller wurde Seife gesiedet, Zuckerrübensaft gekocht und Sauerkraut gestampft, kurzum, man war erfinderisch und voller Ideen.

Als mein Vater aus der Gefangenschaft nach Hause kam, war ich gerade neun Jahre alt. Das Umfeld und das Warum und Wieso der allgemeinen Lage konnte ich nicht übersehen und einordnen.

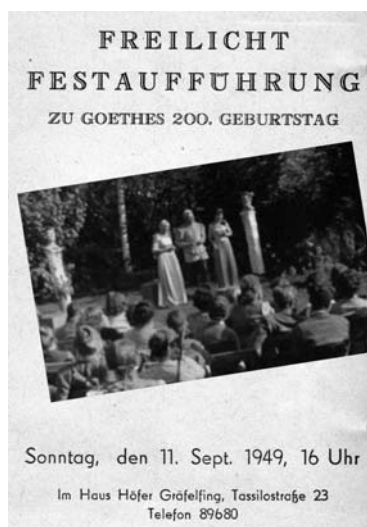
Vielleicht können meine Kindererinnerungen stellvertretend für die Atmosphäre stehen, in der die Veranstaltungen der Literarischen Gesellschaft nach dem Krieg wieder aufgenommen wurden.

Wenn ich jetzt die Liste der damaligen Veranstaltungen lese, kommen mir einige Namen wieder ins Gedächtnis, Raba-Trio, Abt Mitterer aus Schäftlarn, Carl Orff, die Gebrüder Diehl mit ihren unvergeßlichen Puppentrickfilmen, Elly Ney mit ihrer weissen Mähne, Johannes



Gaitanides. Wir lernten durch die Vorträge Schriftsteller kennen und lasen Bücher von Ernst Heimeran, Ina Seidel, Horst Wolfram Geißler und die Tierbücher Paul Eippers. Fedor Stepun brachte uns Dostojewski nahe, Hans Egon Holthusen Gedichte.

Die Eltern nahmen uns mit, wenn sie die Themen für uns Kinder für verständlich hielten. So lernten wir auf Kunstfahrten auch viele der bayrischen Barock- und Rokokokirchen kennen, wie die Wieskirche, Andechs, Wessobrunn oder Diessen.



Was mir einen bleibenden Eindruck machte, waren die Theaterproben im alten Kinosaal unten an der Würm. Bis heute erinnere ich mich an den mit mächtiger Stimme gerufenen Satz: „In meinem Haus ein nackter Mord!“, wobei der Schauspieler (Malte Jäger?) mit Wucht auf die Tischkante haute, die zu meinem Erstaunen abbrach. An einem lauen Abend wurde „Torquato Tasso“ in unserem großväterlichen Garten vom Lore-Bronner-Ensemble aufgeführt zwischen weißen hohen Gipsbüsten und unseren Leintüchern.

Mein Vater liebte Gesellschaft und intensiven Austausch und wir liebten seinen Humor. Es war ihm wohl, wenn etwas los war. So hatten wir oft nach den Veranstaltungen Gäste zu Hause. Für uns Kinder wurde der Abend mit dem Fandlerl Wastl zu einem unvergeßlichen Erlebnis. Mein Vater hatte übersehen, für seine Veranstaltung eine bayrische Musikgruppe zu engagieren. Die Enttäuschung darüber brachte den Fandlerl Wastl jedoch zu einer Höchstleistung als Alleinunter-



halter. Er sang bayrische Schnadahüpferl und erzählte zwischendurch Anekdoten und Witze – es war umwerfend. Weil wir Kinder geübt waren im Schnadahüpferlsingen, was wir bei jeder Gelegenheit dreistimmig aus dem Stegreif konnten, war es uns völlig unverständlich, dass er uns nach seinem Auftritt einfach kein Lied beibringen wollte. Schließlich ließ er sich erweichen mit „Wia i bin in Wald aussikemma, ham’s ma wolln mei Bibihenderl nehma“.

Paul Eipper kam zu uns zu Besuch und seine charmante Schweizer Frau, die uns noch lange nach seinem Tod verbunden blieb.



Ernst Haider 1950:
Gehr Walter Goetz

Ein wunderbarer Freund, dessen theatralisch-bayrische Anekdoten und Erzählungen von uns Kindern immer mit Spannung erwartet wurden, war der Maler Ernst Haider. Ihm war wegen seines Ahnenpasses, der sich nicht in die Rubrik „Herrenvolk“ einordnen ließ, während der Nazizeit das Ausstellen verboten gewesen. Nun muss man wissen, dass sein Großvater Jagdmaler unter König Maximilian II. war und sein Vater Karl Haider zu den bekannten Malern um Leibl gehörte. Es war eine Kunstmalerfamilie mit großer Tradition. Die Ausstellung – im Anschluss an Haiders Amerika-Aufenthalt – fand in der alten Gräfelinger Volksschulturnhalle statt. Ernst Haider war schon früher ein Freund der Familie – es gibt eine Radierung mit Widmung an Dr. Wilhelm Höfer zu Weihnachten 1937. Es ist ein besonderes Verdienst der Literarischen Gesellschaft und meines Vaters, dass sein Werk, das auf einer fundierten Kenntnis und auf zeichnerischem und malerischem Können beruht – was heute nicht mehr selbstverständlich ist – mit einer Gesamtausstellung endlich gewürdigt wurde.



Im Würmtal gab es viele Musiker und es wurde Hausmusik betrieben, die Musikabende im Hause Lehmann waren eine Attraktion. Trotz der allgemeinen Geldnot sorgten viele Eltern für privaten Musikunterricht für ihre Kinder. Meine Mutter war Geigenlehrerin und ihre höchste Freude waren ihre Quartettabende. Jedes ihrer Kinder lernte ein Instrument. Sicher auch auf Anregung meiner musikbegeisterten Mutter fanden sich Würmtals Musiker in einem Orchester und in einem Chor zusammen und wir durften bei den Proben zuhören. Meine Mutter konnte dort einige Male solistisch auftreten. Der Dirigent Rudolf Lamy konnte gewonnen werden und später sein Nachfolger Hans-Joachim Nöselt.



Als großartigen Veranstaltungsort für Konzerte entdeckte mein Vater die unbenutzte Stefanuskirche, für deren Wiederherstellung mit Sonderaufführungen gesammelt wurde. Händels mächtiges Halleluja aus dem Messias tönt mir bis heute in den Ohren von dem ersten Festkonzert in diesem altkatholischen Kirchenraum.

Ich wollte mit meiner Schilderung keine nüchternen Lebensdaten aufzählen, sondern etwas von der Zeit wiedergeben, in der wir, meine Geschwister zusammen mit den Gerheuserkindern, aufgewachsen sind. Der Krieg hatte seine Schreckensspuren hinterlassen, die Politik Gräben in den Familien aufgerissen, die Flüchtlinge veränderten die alte Ordnung, die Religionen wirkten sich in den Klassenzimmern aus und die Währungsreform schor alle über einen Kamm.

Unter dem Dach der Literarischen Gesellschaft fanden viele Zeitgenossen ein Forum, die die Hitlerkatastrophe überlebt hatten und mit Freude weitergaben, wofür sie sich immer eingesetzt hatten. Es wurde versucht, für einen Neuanfang Orientierung zu geben, Mut zu machen und Stimmen zu sammeln für ein lebenswertes Leben. Frank Höfer, mit seiner unverdrossenen Lebensliebe, war für diese Zeit der rechte Mann.

Mein Vater starb unerwartet früh. Werner Lehmann, der ihm freundschaftlich verbunden war und der ihn während seiner Krankheit vertrat, wurde sein Nachfolger. Meine sonst so kampfbereite Mutter war jahrelang krank durch diesen Schicksalsschlag. Wir zogen ins Haus Wohlfahrt in der Tassilostrasse. Dort war genug Platz, um ausländische Studenten aufzunehmen, um die schmale Arzttwitwenrente aufzubessern. Ich vermute, dass es die Idee von Herrn und Frau Lehmann war, eine Stiftung ins Leben zu rufen, um damit die Berufsausbildungen der vier Höferkinder sicherzustellen.

Endlich habe ich hier Gelegenheit für diese großartige Hilfe Dank zu sagen.

Frank Höfer, 6. August 1907 – 5. Mai 1958
Er war Leiter der Literarischen Gesellschaft von 1948 – 1958

Ich darf noch anfügen: Es war für mich immer ein Eintauchen in die Vergangenheit, wenn wir, Prof. Albrecht Roser, Puppenspieler, und ich im Rahmen der Literarischen Gesellschaft mit GUSTAF UND SEIN ENSEMBLE auftreten durften: 1979, 1981, 1985 und letztmals im Dezember 2003.

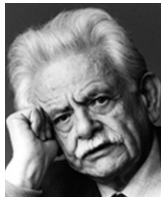
Ingrid Höfer war Partnerin des großen, kürzlich verstorbenen Puppenspielers Prof. Albrecht Roser. Zur Zeit bereitet sie die Herausgabe seines Nachlasses vor.





Thomas Ellwein

Brauchen wir heute noch Bildung im herkömmlichen Sinn?
(1971)



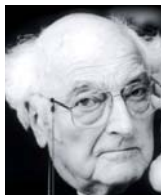
Elias Canetti

Die gesplante Zukunft. Macht und Überleben.
(1973)



Albert Roser

Gustav und sein Ensemble
(1979)



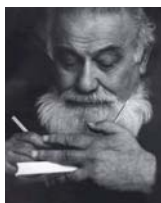
Stefan Heym

liest aus „Ahasver“
(1981)



Luise Rinser

liest aus eigenen Werken
(1983)



Lew Kopelew

Deutsch-Russische Literaturbeziehungen
(1984)



Arno Gruen

Der Verrat am Selbst
(1984)



Pinchas Lapide

Mit einem Juden die Bibel lesen
(1985)



Klaus Bednarz

Mein Moskau
(1987)



Sigi Zimmerschied

10 Jahre Kabarett
(1987)



**Andrzej
Szczypiorski**

Das Wort als
Waffe
(1990)



**Rüdiger
Safranski**

Wie viel Wahr-
heit braucht der
Mensch? (1991)



Rüdiger Dahlke

Krankheit als
Sprache der
Seele
(1992)



**Christian Graf
von Krockow**

Die Deutschen
vor ihrer Zu-
kunft (1994)



Jens Reich

Politik als Beruf
(1994)



**Peter
Sloterdijk**

Falls Europa
erwacht
(1996)



Sigrid Löffler

Die versalzene
Suppe und
deren Köche
(1996)



Bruno Jonas

Es soll nie
wieder
vorkommen
(1996)



**Brigitte
Hamann**

Hitlers
Lehrjahre
in Wien
(1997)



**Joachim Kaiser
Thomas Holtz-
mann**

Imaginäre
Gespräche
(1997)



Nike Wagner

Richard Wag-
ner, die Fami-
lie, das Werk
(1998)



Ulrich Schaffer

Gedanken über
die Liebe
(1998)



Gerd Ruge

Dauerkrise in
Russland?

(1999)



Martin Walser

liest aus „Ein
springender
Brunnen“

(1999)



Max Goldt

Der Karpfen
auf dem Sims

(2001)



Avi Primor
Deutschland,
Europa, Israel
und der
Nahe Osten

(2001)



**Abt Odilo
Lechner**

Zeugen der Kon-
tinuität in einer
sich wandelnden
Welt

(2001)



Eugen Biser

Nur der Frieden
rettet die Welt

(2003)



Ulrich Mühe
liest aus „Der
kleine Prinz“
von Saint-Exu-
pery (2004)



**Wilhelm
Schmid**

Mit sich selbst
befreundet sein

(2004)



Verena Kast

Neid

(2005)



**Meinhard
Miegel**

Epochenwende

(2006)



Bastian Sick

Der Dativ ist
dem Genitiv
sein Tod

(2006)



Heiner Geißler

Wege zur sozia-
len Gerechtig-
keit

(2007)



Pater Anselm Grün

Von der Kunst des Älterwerdens (2007)



Rosel Zech, Anatol Regnier, Monika Sutil

Die Löcher sind die Hauptsache an einem Sieb (2008)



Bernhard Bueb

Von der Pflicht zu führen

(2008)



Christoph Süß

Ich denke, also bin ich verwirrt

(2010)



Hans-Jochen Vogel

Warum wir ohne Werte nicht leben können (2010)



Heribert Prantl

Wohin treibt die Politik in Deutschland?

(2010)



Immer wieder Bücher - Ein Abend für Wolfgang Pollner u.a. mit Anatol Regnier und Sabine Zaplin

(2011)



Martin Walser

liest aus seinen Tagebuchaufzeichnungen

(2011)

Eine Auswahl weiterer namhafter Referenten bei der Literarischen Gesellschaft

1921 – 1945

*Paul Alverdes * Werner Bergengruen * Waldemar Bonsels * Oscar Daumiller * Gebr. Diehl * Wilhelm Dieß * Walter Goetz * Ernst Heimeran * Bernt von Heiseler * Kurt Huber * Mirok Li * Ernst Penzoldt * Otto Pippel * W.E. Süskind * Otto von Taube * Franz Thierfelder * Ernst von Wolzogen **

1946 – 1970

*Ilse Aichinger * Josef Martin Bauer * Reinhard Baumgart * Hans Bender * Franziska Bilek * Immanuel Birnbaum * Bernhard Bischoff * Karl Bosl * Harald Braun * Lore Bronner **

**Wanda Bronska-Pampuch * Karl Dedecius * Friedrich Domin *
Irenäus Eibl-Eibesfeldt * Günter Eich *
Paul Eipper * August Everding * Fandler
Wastl * Joachim Fernau * Marieluise Fleißer * Leonhard Frank * Gerd Gaiser *
Horst Wolfram Geißler * Walther Gerlach * Ernesto Grassi * Hugo Hartung *
Walter Höllerer * Erich Kästner * Kiem*



*Pauli * Heinar Kipphardt * Jürgen Kolbe *
Ernst Maria Lang * Rudolf Lamy * Carl Laub
* Alois Johannes Lippl * Konrad Lorenz *
Hermann Oberth * Carl Orff * Wolfgang Petzet * Hermann Proebst * Reinhard Raffalt *
Renate Rasp * Hans Werner Richter * Hans-Konrad Roethel * Eugen Roth * Franz Schnabel * Friedrich Schreiber * Hans Schuster *
Kurt Seeberger * Ida Seidl * Eugen Skasa-Weiß * Fedor Stepun * Paul Verhoeven *
Hanns Vogel * Tilly Wedekind * Franz Josef Wild * Maria Wimmer * Gabriele Wohmann **

LITERARISCHE GESELLSCHAFT GRAEFELING
Donnerstag, 2. Juni



Erich Kästner

1971 – 2011

*Götz Aly * Carl Amery * Ernst Augustin * Horst Bienek * Wolfgang Braunfels * Sigrid Damm * Eva Demski *
Ingeborg Drewitz * Wolf Euba * Julia Franck *
Harald Fritzsich * Wolfgang Frühwald * Horst Fuhrmann * Klaus Gallas * Joachim Gauck *
Wilhelm Genazino * Martin Gregor-Dellin *
Norbert Gstrein * Axel Hacke * Erich Hallhuber * Gert Heidenreich * Dirk Heißerer *
Oliver Hilmes *
Franz Hohler **



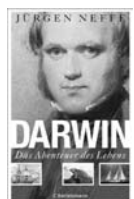
*Gerd Holzheimer * Olaf Ihlau *
Hellmuth Karasek * Anne Rose Katz * Walter Kempowski * Tanja Kinkel * Rudolf Kippenhahn *
Bodo Kirchhoff * Sarah Kirsch *
Heinrich Klug * Sibylle Knaus **



Jürgen Kolbe * Pavel Kohout * Irina Korschunow * Michael Krüger * Reiner Kunze * Gabriel Laub * Hermann Lenz * Hans Maier * Monika Maron * Jörg Maurer * Robert Menasse * Petra Morsbach * Herta Müller * Herfried Münkler * Lola Müthel * Isabella Nadolny * Sten Nadolny * Rupert Neudeck * Julian Nida-Rümelin * Thomas Nipperdey * Paul Nolte * Wolfhart Pannenberg * Heinz Pi-ontek * Karl Rahner * Maria Reiter * Herbert Rosendorfer * Till Roenneberg * John C.G. Röhl * Georg P. Salzmann *



Peter Schaar * Doris Schade * Rafik Schami * Asta Scheib * Werner Schneyder * Wolfdietrich Schnurre * Sybil Gräfin Schönfeldt * Dietrich Schwanitz * Kurt Sontheimer * Franziska Sperr * Udo Steinbach * Carola Stern * Wilhelm von Sternburg * Wilfried Stroh * Bassam Tibi * Uwe Timm * Ilija Trojanow * Galsan Tschinag * Frederic Vester * Wilhelm Vossenkuhl * Klaus Wagenbach * Alissa Walser * Gustl Weishappel * Dieter Wellershof * Joseph von Westphalen * Heinrich August Winkler * Michael Wolffsohn * Paul Würh *



Gerd Holzheimer

Die Literarische Gesellschaft oder das Würmtal: eine Haltestelle für Reisende

Die Gesellschaft im Würmtal, ursprünglich eine eiszeitliche, ist in diesen Tagen eine ausgesprochen literarische. Der Lebensweg der darin lebenden Menschen ist in seiner Orientierung geradezu poetisch ausgelegt, mit der tapfer die Prosa der Wirklichkeit ausgeglichen, wenn nicht gar angefochten wird. Schon früh wurde hier offenbar der Faustkeil vom Meißel des schriftkundigen Steinmetzen abgelöst, der Meißel ward zum Federkiel, nicht lange darauf tunkte man diesen nicht mehr in Tinte, sondern sog wiederum diese auf mit einem sogenannten Füller – und schon war man, hui hast du nicht gesehen! – beim PC, natürlich nicht nur im Würmtal, sondern beinah weltweit, und doch scheint es, als hätte man im Würmtal die besonderen Möglichkeiten von Geräten, welche die Gedanken ins Sichtbare, wenn nicht Ewige umsetzen und verlängern, besonders intensiv genutzt.

Wie mag es so zu einer poetischen Hochverdichtungszone kommen? Vielleicht liegt es, auch wenn man mit geo- wie biopoetischen Thesenbildungen höchlichst vorsichtig umgehen sollte, doch am Biotop selbst, am Würmtal per se. Jede Binse ist, sich selbst an der Wange bereibend, gleichsam schon von selbst literarisch, beharrlich benagt die Bäume am Ufer der Biber, ein Pfeil schießt irisfarben ins Wasser und nennt sich Eisvogel, auch ein Aaron steht stolz auf der roten Liste, ist geschützt, schwört Stein und Bein auf seinen Stab, reimt auf Teufel komm raus, des Mose halber Bruder. Zur Natur, zur Gegend tritt die Geschichte und auch diese mit einer ungeheuren Wucht, einer Tiefe der Intensität sondergleichen. Kein Wunder, dass solche Gemengelage die Menschen auf den Plan ruft, die das alles festhalten, aufschreiben wollen. Wir haben nicht nur glücklicherweise eine Literarische Gesellschaft, wir sind im Grund selber eine Literarische Gesellschaft, jeder von uns.

Längst bevor ein Napoleon seinen Code Napoleon hätte einführen können, gab es ein römisches Recht in diesem Land; das Zwölf-Tafel-Gesetz der Römer galt auch hier, im Würmtal und im ganzen Landkreis, die „leges duodecim tabularum“. Um 450 vor Christus auf bronzene Tafeln geschrieben, auf dem Forum ausgestellt, so dass also niemand sagen konnte, er hätte es nicht gewusst, wurde solchermassen das Gewohnheitsrecht abgelöst von einem allgemein verbindlich festgelegten Recht.

In der langen Reihe der Kaiser, die wir hier hatten, sticht einer besonders hervor: Marc Aurel, der Philosoph auf dem Kaiserthron, meist jedoch als hehrer Reiter abgebildet – in Gilching auf dem römischen Meilenstein steht oder stand sein Name eingeschrieben. Seine Gedanken zu sortieren oder gar zu einem System zu formulieren, dazu fehlte Marc Aurel Zeit und Möglichkeit. Marc Aurel war ein „Kaiser wider Willen“, er wollte alles, bloß nicht „verkaisern“. Für einen, der nicht Kaiser sein will, für einen Kaiser wider Willen, trifft es ihn allerdings doppelt und dreifach hart. Von den neunzehn Jahren, die Marc Aurel Kaiser gewesen ist, hat er sechzehn Jahre damit verbracht, sich mit den Markomannen herumszuschlagen. Ohne davon wissen zu können, sieht sich Marc Aurel mit den Vorboten dessen konfrontiert, was die Deutschen „Völkerwanderung“ nennen, die Italiener aber „Einfall der Barbaren“, womit sie uns meinen.

In der kleinen Kirche von Leutstetten, dem St. Alto geweiht, ist auf dem linken Seitenaltar ganz artig in gotischer Manier das Pfingstwunder dargestellt, aber rechterhand fußt die christliche Darstellung der heiligen Anna, des heiligen Joseph und des Joachim auf einer römischen Grabplatte mit der hinreißenden Inschrift einer gewissen Clementia Popeia, die „dem besten Ehemann und für sich selbst zu ihrer Lebzeit“ diesen Stein gesetzt hat: „Dem Publius Julius, dem Sohn des Gaius Pintamus aus der Bürgerabteilung Quirina, der aus Augusta Bracara in der Provinz Hispania citeria stammte, dem Veteranen, der als Decurio einer Reitertruppe diente, dem Stadtrat des Municipium Aelis ...“ und so weiter. Publius Julius also hieß der Mann, aus der Provinz Hi-

spania cetera stammt er, ein Spanier mithin, das heißt, genauer gesagt, ein Portugiese aus heutiger Sicht, denn Bracara Augusta heißt heute „Braga“ und liegt im Norden Portugals zwischen Porto und dem weltberühmten Santiago de Compostela im spanischen Galizien. Ein weiter Weg für Herrn Publius Julius, in Gegenrichtung zum Jakobsweg späterer Zeiten ist er hierher gekommen. Gefroren mag es ihn haben an den Wadln mit seinen Lederriemen-Sandalen und hineingepfiffen wird es haben unter die Tücher seiner Stola. Und gemurrt wird sie haben, die treu sorgende Popeia, dass er diesen Job angenommen hat, in diesem bitterkalten Land, umgeben von Kelten, finsternen Gesellen, die kein Schwein versteht. Soll der Blick auf ein Moor entschädigen, vielleicht noch auf den See vom Hügel der villa rustica aus, aber was ist ein See, der spätere Starnberger See im Vergleich zum Atlantik, für Levantiner aus Braga? Wie kann man sich versetzen lassen aus Braga nach Leutstetten? Heute ist Braga ein Stadt gewordenes Barocktheater aus Palästen, Brunnen, Toren und Plätzen, auf denen man sich bewegt, als spielte man in einem Theaterstück, dessen Handlung man nicht kennt, eine Rolle, von der man ebenfalls nichts weiß, weder Text noch Bedeutung, doch ist es kein Alptraum. „In Lissabon lebt, in Porto arbeitet und in Braga betet man“, sagt man in Portugal – Braga ist das Rom Portugals, und Leutstetten: Leutstetten hat zwei Theater, ein Amphitheater und ein Theater am Hof. Das Amphitheater ist kein griechisches, sondern ein geologisches und das ist noch viel älter als das griechische. Der Prähistoriker gerät ins Schwärmen: „Die mächtigen, halbkreisförmigen Wälle, die die Amper-, Würm- und Isargletscher an ihrer Zunge aufgeworfen haben, die sogenannten Moränen-Amphitheater vor Grafrath, Leutstetten und Hohenschäftlarn bilden das Entzücken nicht nur des Geologen, sondern jedes Naturfreundes.“ In alten Zeiten verstand sich auch der Naturwissenschaftler noch als Poet, der sein Bild von der Landschaft mit Begeisterung zeichnet: „Ungehemmt schweift der Blick über die glitzernde Seefläche und deren Verlandungsstellen im Norden und Süden oder über die weite, von Rinnsalen und weißen Kiesbändern durchsetzte Talebene des Gebirgsstroms bis zur blauenden Alpenkette mit der Königin Zugspitze,“ so formu-

liert es der Kollege Heinrich Geidl in seinem Buch „Münchens Vorzeit“ aus dem Jahre 1929 und setzt noch eins drauf: „Wohl an keiner Stelle erklärt sich sinnfälliger das Werden unserer Landschaft.“

Erklärt sich solchermaßen auch das Wesen des Würmtalbewohners? Formt die Gegend auch Gestalten wie den Eremit von Gauting? Ein Eremit war er zwar ganz und gar nicht, er hatte diesen Namen nur, weil er etwas abseits lebte, im Schloss Fußberg, und ganz offenkundig ein rechter Kauz war, mit anderen Worten, er lebte anders als die meisten anderen. Seine beiden Hauptbeschäftigungen waren Lesen und Schreiben, auch das Sammeln von so ungefähr allem, was ihm in den Weg kam. »Hier blickt ihm das Brustbild einer Dame, dort eines Gelehrten entgegen, dazwischen grinsen Szenen aus Hallbergs Totentanz, oder Studentenwitze aller Art nehmen die Stelle zwischen Todesanzeigen, Theaterzetteln und den Konterfeis europäischer Nationaltrachten, nautischen und anderen landwirtschaftlichen Darstellungen ein«, schreibt Werner Bülow in seiner Darstellung über den Eremiten. Das erinnert an dadaistische Merz-Bauten des Kurt Schwitters in Hannover. Der Eremit ist „Weltenbummler, Militär, Ökonom, Casanova, Münchhausen und Eulenspiegel“. Von solchen gibt es manchen in der Gegend.

Der Schriftsteller Herbert Achternbusch gehörte eine Weile dazu, seinerzeit beliebtes Kultobjekt einer liberalen Presse, die sich gern ihre Liberalität bestätigt, indem sie hin und wieder über einen Nonkonformisten berichtet. So stand im „Stern“ zu lesen: „Im Gautinger Gasthof Würmbad trifft Herbert Achternbusch sich jeden Abend mit den Arbeitern, Handwerkern und Bauern der Gegend. Die sind irgendwie stolz auf ihn, der schreibt halt das, was sich täglichem Unmut bei Bier nur Luft zu machen getraut. Der nimmt sie mit aus ihren Träumen in seine. Der lässt sie ein Leben spielen, das sie im Leben nicht spielen dürfen. Die da hocken, sind die leibhaftigen Darsteller seiner drei Filme. Und wer sie dann auf der Leinwand agitieren sieht, weiß, was im Volk rumort und bei ihm endlich einmal raus darf.“ So ahnungs-

los kann nur schreiben, der weder vom Volk noch vom Leben eine Ahnung hat, aber ein Magazin wie der „Stern“, in dem wie in allen Magazinen weder vom Leben noch vom Volk die Rede sein kann, saugt begierig solchen Mist auf, weil die Macher des Magazins wissen, dass solcher Mist vom Volk für das Leben gehalten wird. Der Streit um das Kriegerdenkmal wird mit Gewehren ausgetragen, aber auch das ist nur ein Film. Den Platz des inzwischen abgerissenen Gasthofes „Würmbad“ erdreistet sich jetzt ein Tengelmann, aber eigentlich spielt dort die „zweite Station“ von „Die Atlantikschwimmer“ von Herbert Achternbusch aus dem Jahre 1975. Die gesamte Schwimmroute verläuft vom Nordbad in München über den Walchensee zum Atlantik. Aus der Sicht des Würmtales wird die Welt immer weiter, uferlos. Marc Aurel sagt uns in seiner stoischen Gelassenheit damals wie heute, was das Leben in seinem eigentlichen Sinne ist: eine „Haltestelle für Reisende“.

Wenn freilich Peter Sloterdijk, Gast der Literarischen Gesellschaft in Gräfelfing am 11. Oktober 1996, der Philosoph des gegenwärtigen Zeitgeistes, behauptet, Völker ohne ozeanisches Bewusstsein würden unter einem gewissen geopolitischen Handicap leiden, denn nur nautische Völker seien seiner Meinung nach historisch erfolgreich, während Badeseevölker (damit meint er uns) ihre posthistorische Zukunft erst noch vor sich haben, dann können wir nur lachen: Wir pfeifen auf historischen Erfolg, wir sind eine literarische Gesellschaft, uns fehlt weder ozeanisches Bewusstsein noch die Lust am Baden.

Gerd Holzheimer, geboren 1950 in München, studierte Germanistik, Geschichte, Politische Wissenschaften und Philosophie. Im Würmtal ist Gerd Holzheimer als Lehrer, Autor und Mitveranstalter von Kulturfestivals weithin bekannt.



Foto: Volker Derlath

Der promovierte Autor war Lehrbeauftragter an den Instituten für Bayerische Literaturgeschichte und Deutsche Philologie der Ludwig-Maximilians-Universität München und arbeitet als Literaturwissenschaftler auch für Funk, Fernsehen und Zeitungen. Er veröffentlichte Romane, essayistische Lexika und literaturwissenschaftliche Arbeiten. Bei der Literarischen Gesellschaft Gräfelfing las er 2007 aus seinem Buch „Tagmeiers Mütze - Ein DorfAtlas“.

Dominik Schwab

Der Ikarus-Komplex - Die Menschheit im Höhenrausch

Achthundertachtundzwanzig Meter hoch. Einhundertneundachtzig Stockwerke. Dreihundertdreißigtausend Kubikmeter verbauter Beton. Noch aus hundert Kilometern Entfernung klar erkennbar. Seit 2010 hat die Welt ein neues „höchstes Gebäude“. Den Burj Chalifa in Dubai. Erbaut mit dem Ziel, neue Superlative zu erschließen und zum Beweis, dass das Limit des menschlichen Leistungswillens, „nach oben“ zu kommen, noch lange nicht erreicht ist.

Es ist wahr: Die Menschheit strebt in die Höhe. Unaufhörlich. Das ist kein neues Phänomen. Glaubt man der Bibel, so wollten die Menschen schon vor Urzeiten mit einem Gebäude den Himmel erreichen, mit dem legendären Turm von Babel. Damals griff, so erzählt die Bibel, Gott ein, um den – im wahrsten Sinne des Wortes – Größenwahn der Menschen zu bremsen. Der Turm von Babel wurde nie fertig.

Anders die ältesten noch erhaltenen „Hochbauten“ der Geschichte, die ägyptischen Pyramiden von Gizeh, Grabmäler der Pharaonen Cheops, Chephren und Mykerinos, von denen die

höchste 137 Meter in den Himmel ragt. Hohe Gebäude sind seit jeher ein Ausdruck von Macht und Reichtum einer Person oder des Wohlstandes einer Gesellschaft gewesen. Daher ist es auch gar nicht so unlogisch, dass es im Mittelalter kaum hohe Gebäude gab. Damals waren die Menschen von Demut und Ehrfurcht vor Gott und der Kirche geprägt, die ihnen fortwährend einredete, dass das wahre Leben im Himmel stattfinde und man die Zeit auf der Erde möglichst nur mit Beten, Arbeiten, Essen und Schlafen verbringen sollte. Der Ehrgeiz der Menschen wurde unterdrückt. Die höchsten Erhebungen waren Kirchtürme, also wieder ein Symbol für Gläubig- und Frömmigkeit. Die nächste große Phase des menschlichen Höhenrauschs nach der Antike setzte erst Ende des 19. Jahrhunderts in den USA ein. Als Geburtsstätte der Wolkenkratzer gilt Chicago. Nachdem es 1871 dort einen verheerenden Brand gab, der tausende Gebäude in der Innenstadt vernichtete, begannen die Architekten und Stadtplaner dort mit dem Bau von besonders hohen Wohngebäuden um die Grundstücksfläche besser nutzen zu können. Eine ökonomisch durchaus sinnvolle Idee, die zu einem wahren Höhenwettstreit der amerikanischen Städte führte. Fast monatlich gab es neue Rekorde aus New York, Pittsburgh oder San Francisco. Als vorläufiger Sieger entstand in den 30er Jahren schließlich das berühmte Empire State Building in New York City. Heutzutage erleben wir die dritte Phase der Beton gewordenen Sucht der Menschheit nach Größe. Gerade in den explosionsartig wachsenden Metropolen Vorder- und Südostasiens werden Pläne zu immer höheren und immer grandioseren Bauwerken geschmiedet. Aber wie hoch kann es gehen? Ein Kilometer? Zwei? Fünf? Die tatsächliche Grenze der technischen Realisierbarkeit liegt irgendwo zwischen eintausendfünfhundert und zweitausend Metern, größere Gebäude sind physikalisch zwar zu konstruieren, wären aber Kosten-Nutzen-mäßig Schwachsinn.

Aber wo liegt der Sinn solcher Mammutprojekte? Dienen sie allein der Selbstbestätigung der Erbauer? Der Manifestierung des ungeheuren Wohlstandes der Gesellschaft? Oder steckt mehr dahinter? Überlegen wir mal. Wolkenkratzer zeigen nach oben.

Zum Himmel. Was ist im Himmel? Physikalisch gesehen 100 Kilometer Luft und dann der Weltraum. Aber ideell? Was stellen wir uns im Himmel vor. Letzten Endes: Gott. Oder Götter, je nachdem an wie viele man glaubt. Jedenfalls etwas, was außerhalb unseres Blicks und damit auch außerhalb unserer Vorstellungskraft liegt. Etwas, was der Mensch mit seinen aktuell verfügbaren geistigen Fähigkeiten zu begreifen nicht in der Lage ist. Aber läuft man nicht Gefahr, sich gefährlich die Finger oder, besser gesagt, die Flügel zu verbrennen, wenn man sich zu weit nach oben wagt, im übertragenen Sinne? Wie weit können wir die Naturgesetze herausfordern, bevor uns die vielleicht doch vorhandene höhere Macht wieder auf den Boden der Tatsachen schleudert?

Wer kennt nicht die griechische Sage von Ikarus, der sich mit den selbst erschaffenen Flügeln seines Vaters Daedalus, einem menschlichen Werkzeug also, gen Himmel aufschwang und der Sonne schließlich so nahe kam, dass seine aus Wachs gefertigten Flügel schmolzen und er in den Tod stürzte. Die Moral von der Geschichte: Näher' dich den Göttern nicht. Die Griechen hatten auch ein eigenes Wort für solchen Größenwahn: Hybris. Überheblichkeit.

Nun leben wir nicht mehr im alten Griechenland, unser wissenschaftlicher Horizont hat sich um das ziffache ausgeweitet, genauso unsere Moralvorstellungen. An eine strafende Macht glauben nur noch konservative Christen oder Muslime und die Wissenschaft feiert wöchentlich neue Durchbrüche. Aber zurück zum Himmel.

Unser Drang nach oben, der ja neuerdings sogar in der Spieleindustrie Verwendung findet – wohin lenkt man denn die Figur bei Doodle Jump etc.? –, kommt also daher, dass wir neugierig auf das sind, was wir nicht begreifen können. Albert Einstein, der berühmte Physiker, war nicht nur Wissenschaftler sondern auch Philosoph. Von ihm stammt die Vermutung, dass der Mensch nur einen Bruchteil des Potentials nutzt, das in seinem Geist steckt, etwa zwei Prozent. Die These ist nicht ganz unbe-

gründet, wenn man sieht, zu welchen Dingen beispielsweise Leute unter Hypnose in der Lage sind, wenn der Verstand ausgeschaltet ist. Also liegt das, was wir nicht begreifen, gar nicht irgendwo über uns im Himmel, sondern in uns selbst. Also ist der Drang nach oben eigentlich nur die Vorform von dem, was nach Einsteins Theorie logisch wäre: der Drang nach innen. Die Sucht, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Dass wir durch vielfältige Quellen medialer oder gesellschaftlicher Art davon abgelenkt werden, geradezu daran gehindert, zur Selbstreflexion, zur Beschäftigung mit der eigenen Person und den eigenen Gedanken zu kommen, das steht auf einem anderen Blatt. Bis wir also genug Ruhe finden, um uns Gedanken über uns selbst und unsere Fähigkeiten zu machen, bauen wir weiter Wolkenkratzer.



Dominik Schwab

Jahrgang 1994

Kurt-Huber-Gymnasium Gräfelfing, QII

Seit 2008 Chefredakteur des KURTSchluss

Lebt in München-Obermenzing



Gerd Holzheimer

Der Amazonas ist auch bloß so eine Würm

Meine Portugiesisch-Lehrerin kommt aus Krailling, das heißt, sie stammt aus Brasilien, und als ich sie eines Tages nach ihren Vorfahren frage, nach ihren Ahnen, versteht sie mich erst nicht so recht. „Na ja“, sag ich, „irgendwo müsst Ihr doch herkommen, deine Familie: aus Portugal oder eventuell auch aus Spanien, was weiß ich?!“. Wieder versteht sie mich nicht so recht. „Also“, sag ich, „wir Bayern kommen meistens auch nicht aus Bayern, im Gegenteil, sondern haben einen außerordentlich durchwachsenden Gen-Pool! Meine Vorfahren kommen zum Beispiel aus dem Elsaß, aus der Schweiz und so weiter! Deshalb heißt einer meiner Urgroßväter Gérard und nicht Gerd wie ich!“ Da versteht sie: „Ich bin Indianerin, Geraldo!“ sagt sie sanft, denn sie sagt „Geraldo“ zu mir, als käme nun ich aus Portugal, aber das versteh jetzt ich nicht. Auf dem Sofa in der Pippinstraße zu Gauting sitzt doch keine Indianerin! Das wär mir wirklich neu, Globalisierung hin, Globalisierung her! Erstens schaut sie nicht so aus und zweitens ist sie meine Portugiesisch-Lehrerin! „Ach, Schmarrn!“ sag ich, „Du bist doch keine Indianerin!“ Aber es ist so: „Eu sou um Indio!“ Dann ist es doch wahr, denk ich mir, dass auch der Amazonas bloß so eine Würm ist!

Sie bringt mir ungeheure Sätze bei, zum Beispiel solche: „Os ursos polares são canhotos“ (Die Polarbären sind Linkshänder) oder „Estrelas do mar não tem cérebro“ (Seesterne haben kein Hirn) oder „O crocodilo não consegue mostrar a língua“ (Das Krokodil schafft es nicht, seine Zunge zu bewegen). Manchmal habe ich das Gefühl, es müsse auch in Brasilien eine Art von Karl Valentin geben, einen Carlos Valentinos, dem die Welt ungleich ist, wo immer er hinkommt. Einmal bin ich um sechs Uhr morgens wie jeden Morgen auf dem Amazonas mit einem Matrosen auf einem kleinen Boot von unserem Schiff aus los, um für die Passagiere einen Platz zu suchen. Der Matrose schaut ziemlich gefährlich aus, allem Anschein und Vorurteil nach ein Malaie,

zumindest dem dünnen Schuhbandl-Schnurbart nach zu schließen, der ihm über die Mundwinkel wie schwarze Schnürl herunterhängt, sowie dem krummen Dolch nach ebenfalls zu schließen, der über dem Walkie-Talkie baumelt, High Tech mit Archaischem verbindend. So legen wir mit dem Boot von unserem Schiff ab und suchen in dem Labyrinth winziger und winzigster Seitenarme des Amazonas einen Landeplatz, an dem es halbwegs nach menschlicher Siedlung aussieht, also Hütten auf Stelzen mit einer Art von Gehsteigen, die aus nichts anderem bestehen als aus Brettern, die ebenfalls über Stelzen gelegt werden. Wir fragen dann die Uferbewohner, die, wenn mich nicht alles täuscht, *ri-beirinhos* heißen, ob ihnen Passagiere willkommen seien, ob sie ihnen ein Stück Urwald zeigen können, vielleicht auch Früchte verkaufen, und was sie brauchen, Medikamente vielleicht, oder Kleidung. Noch immer wird getauscht. Einmal erblicke ich in einiger Entfernung einen Einbaum mit einem Fischer drin und einer jungen Frau, die ihren Säugling an der Brust hat: Der oder die schöne Wilde, edle Wilde, die ursprüngliche Einfachheit, womöglich ein Leben ohne Bewusstsein im Urzustand, nicht aus dem Kopf zu bekommen, die Vorstellung des Naiven, von der Utopie des Naiven, das keine Anfechtungen kennt mentaler oder psychischer Art, selber sowas von *naiv*.

„Da fahrst hin!“, sag ich zu dem malaiischen Matrosen, denn Bairisch wird fast überall auf der Welt verstanden, und er steuert das Boot hin zu dem jungen Paar. Was hängt denn da hinten aus dem Einbaum heraus, frag ich mich, das sieht so geschuppt aus, ein Mords-Schwanz? Es wird doch nicht, denk ich mir, aber natürlich ist es der Schwanz von einem Krokodil, das in dem Einbaum liegt, sein Maul sperrangelweit aufgerissen, die wahrhaft furchterregenden Hauer keine zwei Handbreit von Säugling und Brüsten entfernt: ui, die Idylle ist aber gefährlich, denk ich mir, dann denk ich mir: das dürfen die doch gar nicht, ein Krokodil derschlagen (oder ist es ein Kaiman? Keine Ahnung!) von wegen Artenschutz, sag aber Gott sei Dank nix, was sie allerdings wahrscheinlich Gott sei Dank eh nicht verstanden hätten. Sie haben nichts gegen Besucher, sagen sie, und fischen und säugen ruhig

weiter. Das Krokodil ist in der Gegend von seinem Genick etwas blutig, da ist vermutlich etwas hineingefahren, weshalb auch das Maul so aufgesperrt bleibt, auf dem Boden liegen noch zwei weitere Krokodile. Ich hätte natürlich sagen können: „O crocodilo não consegue mostrar a língua“, das hätt sogar gestimmt in dem Fall, in mehrfacher Hinsicht, aber ich sag gar nix mehr.

Einige Zeit später werden sie von den per Walkie Talkie herbeigerufenen Passagieren fotografiert, was mir so lange peinlich ist, bis die junge Fischersfrau ihrerseits ihre Digi herauszieht und auf Teufel komm raus diese komischen Menschen fotografiert. Alles eine Frage der Perspektive. Karl Valentin ist einmal auf dem Passinger Bahnhof an einer Reihe von Wartenden vorbei, die am Schalter für eine Bahnkarte angestanden sind. Wie sich die Wartenden beschwerten, dass es so ja nicht geht, und dass er sich hinten anstellen soll, empfiehlt er ihnen, sie sollten sich umdrehen, dann wären sie wieder vorn. Nichts anderes passiert auf dem Amazonas: Der Tourist wird zum Exoten, der vermeintliche Exote bleibt was er ist: ein ganz normaler Fischer, eine ganz normale Frau, die ihrem Kleinen die Brust gibt.

Warum soll jetzt der Indianer ein Indianer bleiben, wenn der Indianer keine Lust mehr hat, Indianer zu sein. Er ist nicht unser Heimatmuseum. Nur weil wir am Indianer toll finden, dass er ein Indianer ist, will der Indianer noch lang nicht unser Heimatmuseum sein, er schaut lieber fern. Dafür hat er eine Schüssel auf seinem Hüttchen. Was es jetzt aber für ein Leben bedeutet, das sich im Wesentlichen auf schmalen Holzplanken abspielt, welche die einzelnen Hüttchen verbindet, dass in diese Hüttchen französische oder indische Liebespaare in amerikanischen Straßenkreuzern vor hollywoodverschnittenen Villen mit Säulenportikus als flimmernde Bilder hineinfahren – was das bedeutet, was sich in den Köpfen dieser *ribeirinhos* abspielt, das wüsste man gern.

Aber was geht im Kopf eines Bayerischen vor sich, der im Würmtal in einem Wirtshaus mit seinen Spezl'n Schafkopf spielt –

„Schafkopf“ lässt sich im übrigen nicht übertragen ins Portugiesische, das heißt, man kann es schon sagen, es heißt „idiota“, „imbecil“ oder „pataco“, meint aber in keinem Falle das Kartenspiel; eine andere Portugiesisch-Lehrerin von mir nennt die Schafkopf-Kasse ihres bayerischen Mannes, die sie mit schönster Regelmäßigkeit plündert, „caixa de Schafkopf“, anders geht es nicht ... was also geht im Kopf eines Bayerischen vor sich, der im Würmtal in einem Wirtshaus mit seinen Spezln Schafkopf spielt, aber ums Verrecken nicht herausrücken will, wie es in Brasilien gewesen ist, nichts erzählt er, rein gar nichts, beim Schafkopfen, dabei wissen doch die andern ganz genau, dass er in Brasilien gewesen ist.

Man möchte es einfach wissen, wie es denn gewesen wär, an der Copacabana? „Ja, Wahnsinn!“ sagt der Brasilienfahrer und macht eine Pause, eine lange Pause, in der sich die andern denken können, was für ein Wahnsinn das gewesen sein muss, an der Copacabana. Auch Gelegenheit, einen Schluck zu nehmen und nicht nur einen. Schließlich sagt er es aber doch, wie es gewesen ist, an der Copacabana: „Wahnsinn“, sagt er, „die Weiber und die Piranhas, ein Wahnsinn!“ sagt er und nimmt einen weiteren Schluck von seinem Bier und die andern auch. Stille. Wahnsinn. Weiteres Ansetzen von Krügen, an der Copacabana wird es heiß sein, gewiss heißer als wie hier an der Würm, und der Sand wird trocken sein: Gott sei Dank schlägt das Meer Wellen, schaumbekränzte Wellen. „Aber“, sagt ein anderer nach einer Phase, die anderswo „Flut“ genannt wird, „die Piranhas, des sand doch Fisch!“ Abermals Stille. Wahnsinn. Ansetzen von usw., doch sagt dann der Zurückgekehrte überraschend schnell, das dann doch, als er es sagt, also er sagt: „Des is doch mir wurscht!“

Ich glaube nicht, dass man um die Welt fahren muss, um die Welt zu verstehen. Nicht einmal ein Humboldt würde dieses kleine eiszeitliche Würmtal ausforschen können in all seinen Bezügen, so viel er auch darin unterwegs sein möge: wie das alles zusammenhängt, die Pflanzen, die Tiere, die Steine, das Wasser, die Menschen mit all ihrer Arbeit und Kunst, mit ihrer Liebe und

ihren Schatten; nicht einmal eines Humboldts Lebenszeit würde ausreichen. Also: „Weshalb Forellen in Rapperswil essen, wenn wir im Appenzeller Land Speck haben können“, fragt Robert Walser den allzu Reisewilligen. Dem Kollegen Heimito von Doderer genügt es vollkommen, am Ende der Währinger Gasse in Wien eine Schenke mit Kegelbahn zu wissen. Das sind elementare Erfahrungen. Nicht anders Ernst Jünger: „Im Auge eines Falterflügels ist nichts Geringeres verborgen als im Golf von Neapel oder in der Bucht von Rio, von denen wir auch nicht mehr als die Oberfläche sehen. Es fragt sich, was wir herausholen. Das kann nur aus der eigenen Tiefe geschehen, dort ruht das Gegengewicht.“ (Subtile Jagden) Und: „Ein kleiner Tümpel fängt, wie ein Auge, Welten des Lichtes auf.“ (Strahlungen II). Man kann einwenden gegen Ernst Jünger, was man will, aber wo er recht hat, hat er recht: „Wer die Welt durch Bücher kennenlernt, visiert leicht zu hoch und schießt über das Ziel hinaus“, schreibt er in „Subtile Jagden“ – wohl wahr, aber offenbar gibt es Weltgegenden, in denen es Deckungsgleichheiten gibt zwischen der Welt der Bücher und der Welt, wie sie uns vorkommt.

Meine Portugiesisch-Lehrerin sagt zu Gauting „Gaudschi“, so spricht sie es aus, aber der Brasilianer sagt ja auch saukalt zu unserem hochverehrten Geheimben Rath: „Goedschi“, weshalb auch die Goethe-Institute im Brazil so heißen, weshalb wiederum erst Bahnhof versteht, wer dort anruft und nicht weiß, was er mit einem Instituto „Goedschi“ anfangen soll. Macht nix! Kaum einer kennt sich so gut in dem aus, wie wenig menschliche Sprache zur Kommunikation taugt, wie Karl Valentin, aber in elementaren menschlichen Angelegenheiten weiß er sehr genau, was er will. Wenn ihn seine Frau zum Rasenmähen bringen will, eine Tätigkeit, die ihn mit vollem Recht rasend macht, vermittelt er ihr ein klares bayrisch amazonasmäßiges Bild seiner Abneigung: „Im Urwald mäht kein Mensch und wie schön es da ist!“

James Joyce und die Literarische Gesellschaft Gruß des Altbürgermeisters

Kannte James Joyce die Literarische Gesellschaft Gräfelfing? Hat er sie gar mitbegründet? Schließlich hat er justament am 12. Oktober 1921, also zur Gründung der Gesellschaft, nach sieben Jahren seinen umstrittenen Roman „Ulysses“ abgeschlossen und brauchte für das schwer lesbare Werk dringend eine gute Promotion. Fand er in der „Literarischen“ den richtigen und interessanten Kreis dafür? Oder habe ich nur unzulässig assoziiert, was nicht zusammengehört?

1921 ist ein schwieriges Jahr, wirtschaftlich, politisch, eine Nachkriegszeit. Außenminister Walther Rathenau wird ermordet, die Inflation kommt in Trab, bevor sie galoppiert, der Dollar steigt binnen Jahresfrist von 64 auf 295 Mark. Die Menschen rücken zusammen und meiden die Politik, aus Frust, aus Enttäuschung, ja aus Hass.

Fernsehen stört die mitmenschliche Kommunikation noch lange nicht, allenfalls ist das Kino ein Medium der Ablenkung. In der Literatur ist die Szene in Bewegung, der PEN-Club wird gegründet, „Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk“ erscheinen, ein Versuch, den schlimmen Krieg zu bewältigen. „Ingeborg“ von Curt Goetz wird uraufgeführt, eine herrliche Möglichkeit, aus der Realität ins amüsan-geistreiche Boulevard-Theater auszuweichen. Albert Einstein erhält den Nobelpreis, Arthur Schnitzlers „Reigen“ darf in Berlin wieder gespielt werden, während das Stück in Wien nach Tumulten erneut verboten wird.

In dieser spannenden Zeit erhebt sich die Literarische Gesellschaft Gräfelfing aus den Niederungen des täglichen Kampfes in die geistige Höhe des kultivierten Gesprächs, der Vorträge, der gesellschaftlichen Begegnung. Ein zutiefst bürgerliches Instrument der Selbsthilfe, getragen vom Geist der Kultur, von Ansprüchen jenseits des Materiellen und konzipiert als Projekt von

Es war ein kalter, regnerischer Novemberabend, etwa 60 Zuhörer hatten sich im Filmsaal der Volksschule Lochham versammelt und warteten geduldig auf Carl Amery, den Referenten des Abends. Die Zeit war fortgeschritten, wir waren uns einig, nicht mehr länger warten zu wollen. Da gellte der Schrei einer Dame durch den Raum. Am Fenster drückte sich ein Gesicht platt und zwei Hände mit gespreizten Fingern lagen auf der Glasscheibe. Dem Erschrecken folgte allgemeines Gelächter. Kein anderer als Carl Amery stand da draußen als Gespenst ... Das Fenster wurde geöffnet und der Referent wurde halb geschoben, halb gehoben über die Fensterbrüstung in den Saal gebracht. „Eigentlich sei er zum Fensterln zu alt“ meinte Amery, aber bei so vielen reizenden Zuhörerinnen, mache das doch Sinn.

„**Versprecher**“ erheitern immer das Publikum, und so kam große Freude auf, als ein Professor von Fritz Kafka und ein anderer von Friedrich dem Großen und seinem Freund Kladde sprach.

Ein bekannter Autor saß am Lesetisch auf der Bühne im Bürgerhaus, sittsam die Füße auf den Boden stellend. Doch nach einiger Zeit streckte er die Beine aus, und da zeigte die rechte Schuhsohle ein großes Loch. Alle sahen es, schmunzelten, doch das Lachen war nur noch schwer zurückzuhalten, als der Autor aus seiner Haftzeit erzählte, wo er mit völlig durchlöcherten Schuhen sich behelfen musste.

Und Eugen Roth textete kurzerhand, als er seine Lesung trotz Erkältung nicht absagen wollte:

*„Ein Mensch, obwohl er Grippe hat,
Fuhr doch auf Straßen, eisig glatt, -
Damit der Abend nicht fall' aus -
Zu Euch nach Gräfelfing heraus.
Er ist zwar nicht gerade heiser,
Doch, wie er fürchtet, etwas leiser,
Als es wohl sonst bei ihm der Brauch. -
Und kürzer wird es vielleicht auch.
Doch besser, all das hingenommen,
Als wie - der Mensch wär gar nicht kommen !“*



Wolfgang Pollner

Sie bildet ihre Leute

Seit 90 Jahren besteht nun die Literarische Gesellschaft Gräfel-
fing, und ich feiere so etwas wie einen Halbzeit-Geburtstag mit,
denn ich bin seit 45 Jahren Mitglied. Natürlich kann ich mich
nicht an alle Vorträge oder Lesungen erinnern, sehr wohl aber an
deren Vielfalt. Nicht immer waren die Abende „literarisch“ im
engeren Sinne, wie etwa Reich-Ranickis Sendungen. Sie waren
weiter gefasst mit Themen aus der Politik, den Naturwissen-
schaften, der Geschichte bis hin auch zu Hobbies wie zum Beispiel
dem Briefmarken-Sammeln. Als Mitglied wusste man bald zu un-
terscheiden, bei welchen Themen man früh erscheinen musste,
um noch einen „guten Platz“ zu ergattern, und bei welchen man
auch noch nach den üblichen „akademischen“ fünf bis zehn Mi-
nuten leicht einen Stuhl fand.

Es gab stets einen getreuen Hörerstamm – die Mitglieder der Ge-
sellschaft –, so dass niemand vor leeren Bänken reden musste.
Sehr oft gab es auch ein „volles Haus“. Und nach den Vorträgen
folgten häufig interessante und interessierende Debatten, die
Anregungen zum Vertiefen des Gehörten und zum Weiterdenken
gaben.

Sehr viel Gutes, Wichtiges und Interessantes hat die Literarische
Gesellschaft in all diesen Jahren geboten, weshalb ich frei nach
Goethe sagen möchte:

Die „Literarische“, die lob‘ ich mir, sie g‘hört zu Gräfel-
fing und bildet ihre Leute.

Dr. Gerda Lorenz



Klaus Stadler

Die Bahnhofstraße oder Wie man Vorsitzender wird

Natürlich musste ich, seit Frühjahr 1977 mit Familie in Gräfelfing lebend und seit Sommer 1977 als Wissenschafts- und Sachbuchlektor beim Piper Verlag in München arbeitend, Mitglied der Literarischen Gesellschaft Gräfelfing werden. Das passierte Anfang 1981. Manche „meiner“ Autoren fanden bei der Gesellschaft ein Forum für ihre Bücher. Bald lernte ich auch Wolfgang Pollner, den hiesigen Buchhändler und Vorsitzenden der Literarischen, näher kennen. Wir diskutierten über Bücher und Autoren, ich machte einige Vorschläge für das Programm. Manchmal bat er mich, Autoren, die ich betreute, selbst einzuführen oder bei einem Musikbuch Musiker für die musikalische Ausgestaltung der Veranstaltung zu besorgen. Bei einem der wichtigsten Bücher, die ich in über 30 Verlagsjahren betreuen konnte, kam seine Doppelfunktion als Buchhändler und Vorsitzender zum Tragen. Er hatte die Ankündigung des Buches von Brigitte Hamann gesehen. In der Verlagsvorschau stand als Titel nur „Hitlers Wien“. Da er Frau Hamann nach Gräfelfing einladen wollte, schaute er offensichtlich noch etwas genauer hin als sonst und rief mich im Verlag an. So etwa muss das Telefonat abgelaufen sein:

„Darf ich Ihnen aus der Sicht des Buchhändlers einen Rat geben?“ „Natürlich, worum geht es?“ „Sie machen wahrscheinlich einen Fehler, wenn Sie das Buch von Brigitte Hamann ohne Untertitel herausbringen. Der Titel, wie er jetzt ist, lässt sicher viele Leser ratlos.“ „Haben Sie auch schon einen Vorschlag?“ „Es geht doch um die Wiener Zeit, in der Hitler als junger Mensch in Wien Erfahrungen gesammelt hat. Wie wäre es mit etwas wie ‚Lehrjahre eines Diktators‘?“ „Gute Idee. Ich werde das sehr bald mit der Autorin und auf der Verlagskonferenz diskutieren. Vielen Dank.“ Dann fragte Wolfgang Pollner vermutlich auch gleich noch, ob ich Frau Hamann beim Gräfelfinger Abend einführen würde. Und so bekam dieses für die Beschäftigung mit Hitlers frühen Jahren unentbehrliche Buch einen Untertitel, der sofort deutlich macht, worum es der Autorin geht.

Leider konnte ich wegen anderer Verpflichtungen wie regelmäßigen Chorproben, Konzerten oder abendlichen Verlagsterminen nicht so oft zur Literarischen kommen, wie es sich gehört und ich es gern getan hätte. Inzwischen darf und will ich qua Amt möglichst jedes Mal hingehen. Und das kam so: Immer wieder traf ich Wolfgang Pollner in der Buchhandlung oder einfach auf der Straße. Und mehrfach, wenn wir beide unsere Fahrräder festhielten und auf der Bahnhofstraße etwas diskutierten, kam in den letzten Jahren von ihm die Frage, wann ich denn in Ruhestand gehen würde. Als ich diese Frage dann endlich konkret beantworten konnte, wies er immer wieder mit deutlich werbendem Unterton darauf hin, dass er unbedingt nach über 35 Jahren Vorsitz einen Nachfolger für die Literarische brauche, und das sei doch genau das Passende für mich. Schließlich ginge es um Autoren und Bücher, und da wüsste ich ja Bescheid. Irgendwann 2008, in meinem letzten Verlagsjahr, habe ich mir von ihm die Details erzählen zu lassen. Denn eigentlich reizte mich die Aufgabe, die in Teilen ja eine Fortsetzung meiner Verlagsarbeit sein würde. Als er mir sogar versprach, mir noch für einige Zeit zu helfen, und mir erzählte, wie hilfsbereit und einsatzfreudig die übrigen Vorstandsmitglieder wären, hatte Wolfgang Pollner seinen Nachfolger gefunden, mir damit ein sehr reizvolles Ehrenamt und viel Arbeit aufgebürdet. Aber er hat auch, was nicht selbstverständlich ist, sein Versprechen gehalten.





Der Vorstand der Literarischen Gesellschaft Gräfelfing 2011
(v.l.n.r.) Wolfgang Pollner (*Ehrenvorsitzender*), Max Gschneidinger,
Marion Kramer (*Schatzmeisterin*), Dieter Sommer, Dr. Klaus Stadler

Inhalt

<i>Grußwort</i>	2
<i>Gründungsmitglieder</i>	4
<i>Vorbemerkung</i>	5
<i>Geschichte</i>	6
<i>Literarische 1948-58 - über Frank Höfer</i>	9
<i>Referenten 1921 - 2011</i>	16
<i>Literarisches (Gerd Holzheimer, Dominik Schwab)</i>	22
<i>Noch ein Grußwort</i>	36
<i>Humoriges</i>	37
<i>Mitgliederpost</i>	39
<i>Straßenaktion</i>	40
<i>literarische.de</i>	42
<i>Vorstand / Inhalt / Impressum</i>	43
<i>Pegasus</i>	44

IMPRESSUM - HERAUSGEBER: Literarische Gesellschaft Gräfelfing, Tassilostr. 5,
82166 Gräfelfing, www.literarische.de - REDAKTIONSTEAM: Dr. Klaus Stadler (ViSdP),
Max u. Gisela Gschneidinger, Wolfgang Pollner-DRUCK: K.Fell GmbH, Gräfelfing

Pegasus, das Wappentier der Literarischen Gesellschaft Gräfelfing



war in den Fünfziger Jahren eine durchaus naturalistische Zeichnung eines Pferdes mit wehender Mähne und fein gezeichneten Flügeln. Die zweite Fassung von 1969 wurde etwas abstrakter und symbolhafter.



Beide Fassungen stammen von Johanna Sengler, die auch weitere Holzschnitte für die „Literarische“ geschaffen hat.

Das geflügelte Pferd des griechischen Sagenkreises soll, von Poseidon gezeugt, dem Haupt der Gorgone Medusa als Sohn entsprungen sein. Als die Musen in Böotien auf dem Helikon ihren Gesang erschallen ließen, genoss dieser Berg das derart, dass er vor Vergnügen in den Himmel wachsen wollte. Auf Geheiß des Poseidon versetzte Pegasus ihm mit den Hufen eins auf das Haupt und an der Stelle sprudelte fortan die Hippokrene (Rossquelle), aus der „die Dichter Begeisterung tranken“. Pegasus gilt daher auch als Sinnbild poetischer Kreativität, das den Dichtern Flügel verleiht („Dichterross“). Bellerophon, ein korinthischer Held, wollte übermütig auf dem Pegasus gen Himmel in den Olymp einreiten, wurde aber von Pegasus abgeworfen und stürzte ab. Zum Dank wurde Pegasus von Zeus als Sternbild an den Himmel versetzt.